

kündigung, Bd. 5) (182.) Herder, Wien 1974.
Kart. Iam. S 117.—, DM 19.80.

Das Buch geht von Problemen aus, die das Selbstverständnis der Mission heute zu erschüttern scheinen: Ende der Kolonialära, Dritte Welt, Bevölkerungsexplosion, Abnahme der Attraktivität des Missionsberufes, Erklärungen des letzten Konzils über die nichtchristlichen Konfessionen... Im theoretischen 1. Teil bringt M. eine Fülle von „Material“ bzw. Literaturhinweise offenbar in dem Bestreben, dem Leser einen Überblick über den heutigen Stand der exegetisch-theologischen Aussagen über die Mission zu bieten. Die Aussagen sind kompiliert und lediglich aneinandergereiht, ohne streng wissenschaftlichen Zusammenhang und werden ohne kritische Reflexion gebracht. Auch ist festzuhalten, daß einzig und allein das offizielle kirchliche Lehramt authentischer Interpret des Wortes Gottes ist und nicht die Exegeten, die von ganz verschiedenen Voraussetzungen ausgehen. Der Mission liegt eine Theologie zugrunde und ihre Prinzipien stammen aus dem Glauben. Wenn auf die Schrift zurückgegriffen wird, müßte auch der biblische Begriff des Apostolates in Verbindung mit dem Reich-Gottes-Gedanken, der Agape, der Synergoi (1 Kor 3, 9) und dem Begriff des Dieners Christi und Verwalters seiner Geheimnisse (1 Kor 4, 1) herausgearbeitet werden. Wenn auch alle Gläubigen zum Apostolat aufgerufen sind, so sind doch ihre Funktionen verschieden.

So wichtige Begriffe, wie Religion, Religonen, absolute Wahrheit, Absolutheitsanspruch, Geschichte... erfahren im Pkt. 4 des Buches nicht jene Wesensdefinitionen, die sie von allen ihnen dort anhaftenden Äquivalenzen befreien würden. Die Folge ist ein Begriffskonfusionismus, der sich leider durch das ganze Buch hindurchzieht und auch die Besprechung schwierig macht. Unter anderem geht es auch nicht an, die Kirche bloß auf eine Darstellungs- und Zeichenfunktion zu reduzieren (110 ff). Auch in diesem Zusammenhang werden zwei nichtidentische Begriffe identifiziert, nämlich Christentum und Kirche. Die Zeichenhaftigkeit des Volkes Israel muß unter dem Aspekt der Vorausbedeutung gesehen werden. Wenn die Kirche analog „Zeichen (Sakrament)“ genannt wird, so muß das Heilbringende des Sakramentes in den Vordergrund gestellt werden. Die Funktion, wie jeder Dienst, setzt als agere das esse voraus, entsprechend dem Grundsatz: agere sequitur esse. Dieses esse der Kirche ist nichts anderes, als fortlebender Christus zu sein. Der Vergleich mit den Sprachen am Abschluß des theoretischen Teiles ist verwirrend, denn es geht bei dem, was die Menschen wie eine Sprache ex auditu (Röm, 10) zu lernen haben, nicht um irgend eine Wahrheit, sondern um die eine einzige heilbringende Wahrheit, um Jesus Christus

selbst, der allein der Weg, die Wahrheit und das Leben ist (Jo, 14, 6). (Wiederholt liegt allzuviel Relativismus vor.)

Die „Modelle“ des 2. Teiles zeigen, daß es M. um ein ernstes Anliegen geht. Er bringt von ihm selber offenbar schon erprobte Beispiele für die Gestaltung der Eucharistiefeier, Predigtskizzen, Gebete, Meditationen, Vorschläge zur Hereinnahme des Missionsgedankens in Aktionen, in Bildungsarbeit, Jugendarbeit und Öffentlichkeitsarbeit. Die Aufbringung der Unterlagen brauchte sicher die Mühe von Jahren. Sie stammen aus der Literatur über Völker und Religionen, aus Statistiken und Berichten über Hunger, Elend, Unterdrückung und Rassengegenseitigkeiten; er bringt Gebete und Liedgut der Völker und Hinweise auf Dokumentationen in Bild und Ton. Die Modelle enthalten wertvolle Anregungen. Hinsichtlich ihrer ideologischen Ausrichtung wird immer wieder auf den theoretischen Teil des Buches verwiesen, wodurch sich notwendigerweise auch dessen Mängel übertragen. Ebenso werden auch manche problematischen Unterlagen ohne Reflexion übernommen, die Anknüpfung an fremde Kulturelemente ist mitunter oberflächlich und nicht den Fakten entsprechend.

Offenbar geht es M. darum, vor allem missionarische Gesinnung zu wecken und dem missionarischen Wirken neue Impulse zu geben. Diesem Anliegen hätte es wahrscheinlich mehr gedient, wenn der theoretische Teil sich darauf beschränkt hätte, anstelle der vielen zitierten Autoren einige klare und beweisbare Wesensaussagen über Mission und ihre Motivierung eingehend zu behandeln. So hätte sich eine organische Verbindung zum praktischen Teil des Buches müheloser ergeben. Bei „Modellen“ wäre es nützlich, nur eine Auswahl, aber diese in einer eingehenden Durchführung zu bringen. Anknüpfen sollte man dabei, wie es die moderne Missionsarbeit fordert, an realistische Schilderungen und echte Dokumentationen. Nur so kann eine lebensvolle Verbindung zum Alltag der Völker entstehen, zu ihren Nöten, aber auch zu ihrem Brauchtum und ihren religiösen Grundkulturen und vor allem zum Wirken der Weltmission.

Graz Anton Lukesch

KUNSTGESCHICHTE

DAMEN JOST, *Deutsche Zisterzienser Kunst*. (199 S., 90 Abb., 1 Tafel) Böhlau, Köln 1974. Ln. DM 38.—

Für jede Zeit und jede geistige Bewegung ist es höchst signifikant, ob überhaupt und dann in welchem Medium der Kunst sie sich mit Vorliebe präsentieren. Für das Zisterziensertum ist es charakteristisch, sich vor allem mit der Baukunst als sehr männlichem Genus der Kunstabübung und dann nochmals

in dem Prinzip, „gut zu bauen“, zu allen Zeiten selbst darzustellen. Von der lapidaren und asketischen Strenge burgundischer Gründungsbauten ausgehend, schuf es eine Sonderform der Romanik, erblühte dann in der Gotik mit seinen schwerelos aufsteigenden Hallenchören und Chorumgangsbauten und schuf sich einen sehr einprägsamen Selbstausdruck in den klar strukturierten Backsteinbauten des Siedlungsraumes im Nordosten Deutschlands. Im Barock mündete es stärker in die allgemeine architektonische Entwicklung ein, setzte aber eigene Akzente und erlebte eine liebenswürdige Spätreife im Rokoko.

D. versucht, diese Entwicklung für den deutschen Sprachraum vorzustellen, muß dabei natürlich zunächst auf die burgundische und südfranzösische Frühphase eingehen, besonders Fontenay, Pontigny und Fontfroide. Nach einem Überblick über die frühen Schöpfungen in den Niederlanden, in Elsaß und Lothringen, in der Schweiz und im altdeutschen Raum geht er dann spezieller auf den gotischen Hallenbau (Arnsburg in Hessen, Heisterbach, Altenberg, Salem, Marienstadt) und dann den Backsteinbau der nordostdeutschen Tiefebene (Lehnin, Chorin, Doberan, Hude, Oliva) ein. Die barocken Denkmäler in Süddeutschland, Franken, Bayern und im Bodenseeraum bereitet er vor durch einen geistes- und architekturgeschichtlichen Überblick, die großartigen österreichischen Leistungen bettet er ein in einen Überblick über die österreichische Barockkunst überhaupt, um die zisterziensischen Sonderleistungen gebührend zu profilieren. Die eigenwilligen, nunmehr von den Polen gut restaurierten Bauten der Zisterzienser in Schlesien beschließen den Überblick. In den neuzeitlichen Schöpfungen berücksichtigt D. nicht nur die Architektur, sondern auch die Ausstattung der Bauten, obwohl diese nicht eigentlich „Zisterzienser-kunst“ ist, sondern meist „Kunst für Zisterzienser“, aber eben von den Auftraggebern als angemessen erachtet.

Der vorliegende Band ist hochwillkommen und entspricht — nach Auberts *Architecture Cistercienne en France*, 1943, und dem schönen *Zodiaque-Band L'Art Cistercienne en France*, 1962 — einem Desiderat für den deutschen Raum. Der Band ist im allgemeinen zuverlässig gearbeitet und bringt — besonders in den Anmerkungen des Anhangs — die wesentlichen historischen und technischen Daten. Einige Druckfehler (oder auch Schreibfehler: so immer Arnsburg in Hessen als Arnsberg) sind stehengeblieben. Gern hätte ich einen Plan beigelegt gesehen, der dann auch leicht die wichtige Filiation der Klöster hätte aufzeichnen können; ein Vorbild hätte man leicht in der Karte LThK X (1965) nach Sp. 1376 und auch anderswo gehabt (Jochen Martin [Hg.], *Atlas zur Kirchengeschichte*, Herder/Freiburg 1970, Karte 53). Man wird eventuell gut daran tun, diese

Karten während der Lektüre beizuziehen. Mit dem Layout hat sich der Verlag besondere Mühe gemacht, doch scheint es mir nicht voll gelungen: Auf den einem Quadrat angenäherten Seiten hat der Spalten-Satzspiegel vielfach seitliche Abbildungen, in den übrigen Fällen sitzt er aber nicht gut; den Rand wird man doch kaum für Marginalien nutzen wollen. Als Kunsthistoriker hätte ich mir statt der Zeichnungen von P. Delnoy (offenbar nach Fotos hergestellt), in der Qualität der hübschen Einbandzeichnung von W. Fischer qualitativ weit unterlegen, lieber eine objektivere Dokumentation gewünscht: exakte Grundrisse mit Maßstab, ein klares Tafelbild; Umzeichnungen von Plastiken oder gar von Miniaturen verfälschen das Original zudem stark und sind lediglich mehr oder weniger gefällige Illustration. Als brauchbarer Überblick über die zisterziensische Baukunst mit ihren Sonderformen und -leistungen ist der Band einem breiten Interessenkreis zu empfehlen.

Wien Johannes H. Emminghaus

BRINGEMEIER MARTHA, *Priester- und Gelehrtenkleidung. Tunika/Soutane/Schaube/Talar. Ein Beitrag zu einer geistesgeschichtlichen Kostümforschung.* (Rheinisch-Westfälische Zeitschrift für Volkskunde, Beiheft 1) (XI u. 147 S., 60 Abb.) Münster 1974. Kart.

Die verdiente Münsteraner Volkskundlerin legt ein sehr interessantes und aufschlußreiches Werk mit einer Unmenge Material vor, das sonst wenig beachtet wird: Kostüm-kunde ist eben nur ein Nebenfach der Kultur- und Kunstgeschichte, mit dem man nicht viel Furore machen kann. Um so dankenswerter und verdienstlicher ist es, die Ergebnisse fleißiger Sammeltätigkeit zu publizieren und für jeden Interessenten greifbar zu machen.

B. verfolgt die Priester- und Gelehrtenkleidung vom 1. Jahrtausend an, in dem sie sich noch nicht sonderlich von der allgemeinen Tracht abhebt, da „alle Kleidung auf der Grundform einer Tunika beruhte“ (12). Nur war für den Kleriker zu allen Zeiten für den außerliturgischen Bereich größte Schlichtheit vorgeschrieben und immer wieder eingeschärft. Seit dem Hoch- und Spätmittelalter entwickelte sich die Laienkleidung unter dem Einfluß von Individualisierungsbestrebungen, größerem Luxus und neuen gesellschaftlichen Leitbildern (Kaufmann, Soldat, Höfling etc.) von der Tunika fort, die dadurch allein traditionelle Tracht des Klerus und der mit ihnen eng verbundenen Gelehrten und Professoren blieb. Folgenschwer war das Aufgeben dieser Sondertracht durch die reformatorischen Geistlichen, deren Amtskleid die Schaube samt Beinkleidern wurde. Für den liturgischen Dienst griff man aber bald wieder auf den Talar — meist mit Beffchen — zurück. Für den kath. Klerus wurde mehr und mehr die — besonders von Karl Borro-